

(Nachdruck verboten.)

2]

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Von der Straße drang ein Geräusch herauf. Sie hob die Salbgardine in die Höhe und sah hinaus. An dem hohen, grauen Bretterzaun mit dem Fabrikschornstein dahinter, der sich von der schwarzen Luft abhob, kam ein Schlitten mit schmutzigem Schnee und zerschlagenen Eisstücken entlanggehumpelt. Der Mann ging daneben — die Schneeschaukel war oben in den Schnee hineingesteckt. Sie ließ die Gardine wieder fallen.

„Nu is die Uhr zwei,“ sagte Mutter Christiansen, als schwache sie mit dem Ofen.

„Hast Du sie bei Olsens schlagen hören?“

„Ja — sie schlug zwei Schläge.“

Na, — denn war es nun ja auch zu spät zum Ausgehen. Ehe sie den Regenmantel von Oline geholt und da hineingekommen war, hatte die Musik ja längst zu spielen aufgehört. Ja, — nicht, daß sie den Regenmantel hatte leihen wollen, — nein, um nichts in der Welt wollte sie was von Oline leihen, aber doch, zu spät wäre es nun ja gewesen — jetzt kam die Musik durch die Karl-Johann-Straße, jetzt zog sie beim Grand vorbei, jetzt erhob der Tambourmajor den Stock mit dem großen, silbernen Knopf. Sicher tat er das gerade jetzt, in diesem Augenblick — und dann fingen sie an, und dann spielten sie — bis sie an den Studentenhain gekommen waren, — und da hörten sie wieder auf. — Nein, — sie vergaß ja ganz zu nähen. —

Acht Tage waren vergangen. Keine Veränderung, der Himmel über dem Bretterzaun gegenüber war noch ebenso schwarz, — sie saß noch immer da — die zehn Kronen hatte sie nicht bekommen, und nein — um keinen Preis der Welt wollte sie Oline um etwas bitten. Sie nähte — es waren einige Taschentücher, die sie auf der Maschine säumte. Das Winterlicht fiel herein, gleich hart, gleich spärlich. — In der Ofenecke hustete Eduard, und die Alte kochte ihr Essen.

„Du, Eduard!“

„Ja.“

„Ach, — sieh doch mal nach, ob heute Musik im Studentenhain ist.“

„Ja, — ich will gleich nachsehen. Hier steht es: Programm für das Musikcorps der zweiten Brigade am 4. April: französische Lustspielouvertüre, Walzer, Brautchor aus Lohengrin, La Reine du Bal —“

„Der Kadettenmarsch also nicht?“

„Nein.“

Sie hatte mit dem Nähen innegehalten und sich in den Stuhl zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Sie war noch bleicher geworden in diesen acht Tagen.

— — — Es war Frühling und herrliches Wetter und vor ihr lag die Karl-Johann-Straße. Am Studentenhain unter den lichtgrünen Bäumen hörte sie die Musik, die den Kadettenmarsch spielte — oben am Ende des Schloßhügels lag das Schloß groß und weiß, und die langen Reihen der Fenster und der Balkon davor glitzerten in der Sonne, und von der Flaggenstange flatterte der Wimpel herab, denn der König war zu Besuch in der Stadt und kam gerade den Schloßhügel hinabgefahren, und da standen die lichtgrünen Bäume zu beiden Seiten. — In der Straße gingen viele Leute auf und nieder — fast ausschließlich feine Leute — es war ein Alltag. Sie selbst ging langsam die Straße hinauf, — sie trug einen braunen Damenhut mit Perlenbesatz und einen roten Sonnenschirm von den modernen, und an ihrem Arm hing eine rotenmappe, auf der mit vergoldeten Buchstaben Musik stand — denn sie war eine feine Dame.

Die öffnete die Augen. — Da hingen der Kronprinz und Viktoria, — da stand die Alte im Dunkeln, und Eduard saß da und räusperte sich. — Suh — ihr graute so vor sich selber.

Die Maschine fing an zu gehen, und sie beugte sich darüber,

Eine feine Dame! Ja, ich danke! — Sie und eine feine Dame! — eine feine Dame, die ihre Kleider nach dem Leihhaus gebracht hatte und nun schon seit einem Monat zu Hause sitzen mußte, weil sie die lumpigen zehn Kronen, um sie wieder einzulösen, nicht ausbringen konnte. Nach der Karl-Johann-Straße, — nein, dahin kam sie wohl nie wieder, weder als feine Dame noch als irgend etwas anderes, und die Musik hatte sie auch wohl zum letztenmal gehört, als sie vor einem Monat da gewesen war — vor einem Monat — ja, einen ganzen Monat hatte sie hier drinnen gesessen und bloß genäht und genäht und beständig an dasselbe gedacht, woran sie doch nicht denken wollte. Ach nein, es hatte wohl keine Gefahr, daß sie ihrer Alten zu viel Kummer bereiten würde, indem sie sich beständig in der Karl-Johann-Straße herumtrieb und auf schlechte Wege geriet, so wie Oline, wenn auch alle Leute das von ihr glaubten — bloß weil sie ihr wie aus dem Gesicht geschnitten war. Ach nein, es wäre auch nicht angegangen, daß die Alte noch mehr Kummer erleben sollte — es was ja schon schlimm genug mit Eduard, der brustkrank geworden war — wenn dies auch noch hinzukam, dann würde es ganz gewiß zuviel des Guten.

Sie auf schlechten Wegen —? Nein, ich danke! Aber es war so angenehm darüber nachzudenken, wie es wohl sein mochte mit den schlechten Wegen — ja, sie wußte freilich, wie das alles war, denn Jossia hatte es ihr ja erzählt, und Jossia, die genierte sich nicht, und sie hatte lange geglaubt, daß es bloß Lügen waren, denn es war ja viel zu abscheulich und häßlich. Jetzt wußte sie aber, daß es wahr war, aber sie verstand es darum doch nicht, und sie verstand nicht, daß sie nicht lieber viele Male sterben wollte, ehe sie so was tat — und für Geld obendrein — und für so wenig — zwei Kronen, sagte Jossia — und Jossia wußte ja alles, aber es konnte ja doch nicht wahr sein, und so eine war Oline gewesen — Oline, ihre leibliche Schwester!

Ja, — so eine war sie gewesen — es half nichts, es zu leugnen — sie war eine von den Allerschlimmsten gewesen — sie hatte sogar in der Mittelgasse gewohnt. Wenn sie doch bloß das nicht getan hätte — wenn sie doch nur in der Wallgasse geblieben wäre, — wenn sie die Sache doch bloß privatim betrieben hätte, — so wie zu Anfang — das war ja auch schon schlimm genug gewesen — aber die Schande hätten sie denn doch nicht erlebt, daß sie wirklich da gewesen war, — gemein war es ja auch, aber doch nicht so gemein — und dann hätte Madam Olsen es Mutter doch nicht ins Gesicht schleudern können, jedesmal, wenn sie sich erzürnten — und weiter was hätte Madam Olsen wohl nicht zu sagen gewagt, denn Emilie, ihre Tochter, hatte sich ja auch ein eigenes Zimmer in der Stadt gemietet. Su, war es nicht wie ein Verhängnis, daß sie alle den Weg gehen mußten. Anständig und unschuldig wuchsen sie heran — Oline war ja so nett und ordentlich und sitzbar gewesen wie nur eine — und dann —

Sie wechselte die Spule.

Ja, — Oline, die die Fleißigste und Aufgeweckteste in der ganzen Schule gewesen war, und die Beste in der Konfirmandenstunde, sie war dazu gekommen, obwohl sie es sich wohl nie hätte träumen lassen. Ja, sie war dazu gekommen, nach und nach hatte sie den Weg gehen müssen, den sie gar nicht gehen wollte — und schließlich hatte sie in der Mittelgasse geendet — nein, nein, nein, das war nicht wahr — das durfte nicht wahr sein — es war nicht möglich. Sie konnte es kaum glauben. Albertine richtete sich auf.

Ja — es war wahr — es war wahr, es war das einzige, dessen sie sicher war, alles andere war Lüge und Lügengespinnst — es war eine Lüge, daß Oline jemals ein unschuldig junges Mädchen gewesen war und die Oline gewesen war, die sie lieb gehabt hatte.

Ein öffentliches Franzenzimmer war sie gewesen, und das war das einzige, was von dem Ganzen zurückblieb, und sie konnte es nicht wieder aus ihrem Kopf herausbringen, sie mußte beständig daran denken und darüber nachgrübeln. Sie konnte den Gedanken nicht los werden — ja, wenn sie nur hinauskommen könnte, dann würde sie schon auf andere Gedanken kommen. Aber mit dem gestrickten Tuch konnte sie doch nicht gehen — und den Regenmantel — nein, das ging nicht an! Sie war aber kurz davor, verrückt davon zu werden.

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

23]

Und das Gute war, daß das alles jetzt lange her war. Und nun war Oline ordentlich und verheiratet — aber trotzdem! Und der Anblick! — Nie im Leben würde sie den aus ihren Gedanken auslöschten können. Es waren jetzt zwei Jahre her! Entsaun sie sich dessen noch? Ja, so deutlich, als wäre es heutigen Tages gewesen, erinnerte sie sich des Ganzen. Und die Sonne hatte noch dazu geschienen. Ja, das war ein Anblick, dessen sie sich deutlicher erinnerte als alles andern, — und noch dazu hatte die Sonne geschienen!

Sie ging mit Jossa, und sie wollten in die Grubbestraße — da lag das Haus, und da waren Glastüren, durch die alle solche hineingingen. Da kam ein aufgeputztes feines Frauenzimmer in Samt und Seide — mit einem Pariser Modellhut — einem dicken Pelztragen über den Schultern und einem schwarzen seidnen Mantel und einem grünen seidnen Kleid mit Raffungen — das Ganze über weißen, brausenden Unterrocken. Sie ging ganz frech die Treppe hinauf mit den spitzen hohen Absätzen unter den hohen Lackstiefeln, an denen seidene Quasten baumelten. Frech und stolt ging sie noch so vergnügt die Stufen hinauf und griff nach dem Türdrücker, so daß die hellgelben Handschuhe so recht sichtbar wurden. Sie sah sie an — das Stirnhaar war in vier Locken bis an die Augenbrauen herabgekleistert, sie fuhr ordnend darüber hin und — bei Gott — nickte sie ihr nicht zu!

Wieder nickte? Nie im Leben — nie im Leben, — das hätte sie nicht gekonnt! Sie nickte nicht wieder.

Dann lächelte die „Dame“ und weg war sie mit all ihrem Staat — durch die Tür verschwunden!

„Warum hast Du Deine Schwester nicht gegrüßt? Das war ja Oline,“ hatte Jossa gesagt.

„Nein,“ hatte sie geantwortet, „das war Oline nicht.“

Aber es war Oline gewesen. Sie hatte sich gewünscht, tot umzufallen. Sie hätte nicht hinsehen sollen. Nein, seit jenem Morgen hatte sie Oline nicht mehr lieb. — Nein, nein, nein!

Ihr zunicke! Nein, das wollte sie nicht.

„Gott, wie entzückend sie war,“ hatte Jossa geflüstert, als sie um die Straßenecke gebogen waren.

Entzückend! Ja, entzückend war sie — schön und fein, aber — der Teufel machte sie so schön — und sie sah aus, als käme sie direkt aus der Hölle — und das tat sie ja auch. Schön war sie, aber das war natürlich ein Blendwerk des Teufels.

„Es war nicht Oline.“

Aber sie war es doch gewesen — ach ja — sie kannte sie — sie gleich ihr selber — wenn sie selbst in den Kleidern gesteckt hätte, so würde sie ebenso ausgesehen haben, hu! Mußte sie nicht unausgeseht daran denken, war es nicht, als sähe sie sich selbst leibhaftig da hineingehen?

Und das Lächeln, als sie nicht wieder zunicke wollte, das Lächeln! Sie hatte herrliche Zähne, Oline.

„Nur nicht so aufgeblasen, mein Kind, die Reihe kommt auch an Dich!“ Das hatte in ihrem Lächeln gelegen. Sie dachte darüber nach, ob Oline das wohl gemeint hatte. Gott, wie unzählige Male hatte sie danach fragen wollen. Aber sie sprach ja fast niemals mit ihr — nein, sie konnte den Mund nicht aufmachen. Da war nur eins, wonach sie sie fragen mußte. Und danach wagte sie nicht zu fragen, — und ehe sie nicht gefragt hatte, fand sie doch keine Ruhe.

Ob Oline es gern tat, oder ob es ihr gräßlich war, war sie unglücklich, wenn sie zu ihr kamen, oder wie konnte sie so vergnügt aussehen, trauerte sie über ihn, den sie liebte, über ihn, der sie verführt hatte — oder wie — wie war das alles? War sie froh über die feinen Kleider, oder war sie nahe daran, auf der Straße vor Scham zu vergehen? Weinte sie, wenn sie allein zu Hause war?

Nimmer und ewig mußte sie daran denken — sie mußte es wissen. Eher bekam sie keine Ruhe — und wie konnte Oline so vergnügt aussehen, wie sie ausah, wenn sie über das Ganze nachdachte. Aber sie kam nie dazu, sie zu fragen, denn sie konnte die Frage nie über die Lippen bringen, wenn Oline in der Stube war, und Oline konnte lächeln, — nein, nein, seit jenem Tage hatte sie Oline nicht mehr so lieb.

„Was weinst Du?“ fragte ihr Vater, als sie nach Hause kam. Ihre Mutter stand am Ofen und rochte Eisen und wandte ihr den Rücken zu, zerlummt und schmutzig; sie erzählte es, und da bekam sie eine Ohrfeige von dem Vater, denn er hatte ein für allemal gesagt, daß er Olinens Namen nicht hören wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Darauf fuhr er fort: „Sie sehen, daß die Spar- und Darlehnskasse, auch wenn man die Dortmunder Hypothek auf das Verlustkonto setzt, noch immer ein schönes Vermögen besitzt. Es ist mir unerklärlich, wie das Gerücht entstehen konnte, die Genossenschaft wäre bankrott. So etwas in die Welt zu schreiben, ohne daß man's beweisen kann, ist gewissenlos, ja strafwürdig! Ueberblickt man den Geschäftsgang der Spar- und Darlehnskasse, muß man der Wahrheit gemäß sagen, sie hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon recht viel Gutes gewirkt. Ich will hier keine Namen nennen. Die Kasse hat Leuten in die Höhe geholfen, die vor dem Ruin gestanden haben. Das ist sehr erfreulich. Hoffentlich werden Sie nicht die Torheit begehen und die Auflösung der Genossenschaft beschließen. Es muß eine Ehrensache für Sie sein, die Wohlthat der Kasse dem Dorf zu erhalten. Wenn Sie zur Neuwahl des Vorstandes schreiten, seien Sie auf der Hut, suchen Sie sich Männer aus, die ihrer Aufgabe gewachsen sind. Ist die Ernte schlecht gewesen, streut der Sämann doch wieder seinen Samen aus. Also frisch ans Werk! Und halten Sie unsern Wahlpruch hoch: Wir können viel, wenn wir zusammenstehen!“

Kaum, daß der Revisor geendet hatte, zogen Vorstand und Aufsichtsrat völlig niedergeschmettert ab, um unter sich zu beraten, wie sie sich verhalten sollten.

Der Hennerskarl rief ihnen nach: „Das heißt man auf gut Deutsch Dreck am Stecken!“

Sich an den Revisor wendend, sagte er: „Sie sein mein Mann! Sie haben was übrig für un' Dorf. Die Kass' muß bleiben. Ein Hundsfott, wer degegen is!“

Der Kappes am Hirscheck, der seine Einlage gerettet sah, war vor Freude ganz aus dem Häuschen.

„Herr Revisor,“ rief er, „mir fällt ein Stein vom Herz. Wie die Kass' den Karren aufschnappen ließ, hab ich mir Krot (Kummer) und Gedanken gemacht. Ich hab noch gest' wider meine Frau gesprochen: „Ammiche, ich sein's dichjad. Wann ich's doch emal erleben tät, daß ich morgens mit meinen alten Knochen tot die Trepp' herunter fäm.“ Krieg die Krammenot! Alleweil mein ich grad, ich wär wieder jung geworden. Könt hoppeln wie das Kalb auf der Wief!“

Sprach's und führte zum Ergözen der Versammlung ein paar Luftsprünge vor, die eines Kirmeßburschen würdig waren.

Nachdem der Revisor sich entfernt hatte, ließen alle ihrer Lustigkeit freien Lauf.

Der kleine Kumpf aber erhob seine warnende Stimme. Den Herren vom Vorstand und Aufsichtsrat fiel's nicht schwer, aus vollem Deutel das Geld zu zahlen. Das half soviel wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Solange die einen bei der vollen Schüssel saßen, die anderen sich kümmerlich durchschlagen mußten, solange die Klust nicht überbrückt war, die die heischlose Klasse von den Kapitalisten trennte, war kein Grund da, zu frohlocken.

Auch der Bolenschmied stimmte nicht in die allgemeine Fröhlichkeit ein.

„Unser Wissen und Verstand ist von Finsternis umhüllt,“ sprach er mit einem Gesicht, als wolt er die Pfalz vergiften. „Der Krämerkarl kann net mehr Mattemaul schwäben, den Schullehrer haben wir fortgeekelt, und die Margoltsmarie is abgewandert. Und 's wär all net nötig geweest. Beswegen war der ganze Spitaler? Wegen dem verfluchten Geld! Wo sich's ums Geld dreht, hat der Teufel sein Spiel debei. Das Geld macht die Menschheit narrig und schlecht. Guadt emal so ein Markstück an, das zehn, auch zwanzig Jahr durch hunderttaufig Gänd' gargen is. Wie viel Haß klebt daran, wie viel Reid, wie viel Sündhaftigkeit. Und vielleicht wie viel Blut! Gebrüder, 's schändert mich! Ihr könnt's ja gemachen, wie Ihr wolt. Meine Sag' is: das Geld is net mehr wert, als daß man's rißch ausgeben tut. Schorisch, ich kauf mir ein' Aff!“

Der Wirt, der eben die Blokkrüge bracht, bot ihm ein Kännchen Brantwein dar. Das goß er mit einem Zuge hinunter.

Zwei Jäßer Bier wurden angerollt, und ein Belage begann, das über Mitternacht hinaus die Genossenschaftler beisammen hielt.

In seiner Kammer lag der Krämerkarl regungslos mit halb geschlossenen Augen da. Seine linke Körperhälfte war gelähmt. Die Sprache, die er bei dem Anfall verloren hatte, war am anderen Tage wiedergekehrt. Der Arzt, den der Nachbar Wölbel aus Herbitzen herbeigeholt hatte, verordnete kühle Umschläge auf Stirn und Hals. Die machte die Börttegritt. Noch einmal flackerte das Lebensflämmlein des Kranken auf. Er sagte, der dumpfe Schmerz im Kopfe sei verschwunden, er fühle sich freier. Auch der Appetit stellte sich ein. Aber die Besserung dauerte nicht an. Da der Doktor sich ansah, beschloß die Börttegritt, sich Gewißheit zu verschaffen, wie es um ihren Herrn stünde. Der Wölbelshenrich, als alter Vorgesetzter, war ihr seit langem zu Dank verpflichtet. Er würde ihr gern eine Gefälligkeit erweisen. Mit feierlichem Ernst übergab sie ihm ein weißes, leinenes Hemd des Krämerkarl und bat ihn, damit auf den Totenkippel bei Reiches zu gehen, wo die alte Totenkirche stand. Auf dem Altar sollte er das Hemd niederlegen. Blieb alles still, würde der Kranke wieder genesen, gab es — was Gott verhüten wollte — ein Geräusch, mußte er das Zeitliche verlass.

Der Wölbelshenrich machte sich auf den Weg nach Reiches. Er wanderte durch den Heiligenwald und war bei sinkendem Tag auf dem Totenkippel. In der Kirche breitete er das Rinnenhemd über den Altar und ließ sich auf einer der Holzbänke nieder. Er hatte noch nicht so lange geessen, daß man ein Vaterunser beten konnte, da tat's in der Kirche einen schrecklichen Schlag, und um das Gemäuer draußen fuhr ein starker Wind.

Dem Wölbelshenrich standen die Haare zu Berg. Er nahm das Hemd vom Altar und lief, was er laufen konnte, bis er sein Dorf vor sich sah.

Für die Börttegritt war's jetzt ausgemacht, daß ihr Herr sterben mußte. Sie umgab ihn mit all der Liebe und Treue, deren ihr Herz fähig war, und versäumte nichts, was ihm ein wenig Erleichterung schaffte.

Zur selben Zeit, da der Revisor aus Darmstadt die Kassennmitglieder im „Ritter“ um sich versammelt hatte, rief der Krämerkarl seine Pflegerin zu sich heran und fragte: „Wieviel hast Du in der Tadelkass'?"

„Gest' abend waren's achtzehn Mark und siebzehn Pfennig,“ antwortete die Witt. „Was heut eingegangen is, is net der Rede wert.“

„Sie werden kommen und werden mir's nehmen, mit allem, was nicht niet- und nagelfest ist,“ sagte der Karl. „Gorch zu! Droben in meinem Kleiderkranz steht ein braunes Kästchen. Dadrin liegen vierhundert Mark — Gott verzeih mir die Sünd'! — aber die kriegen sie nicht. Die sind für meine Frau, wann sie aus Amerika kommt. Sie ist ganz blott (arm). Drüben jagt ein Bankrott den andern. Das ganze Land zehrt sich auf. Die Menschen sind aus Rand und Band. Wäre meine Frau nur erst hier! Du glaubst nicht, Witt, was ich für eine Angst aussteh. Vierhundert Mark, das ist ja nicht viel. Aber sie hat doch was in der Hand. Sie kann's zu einem Vermögen bringen. Nur Glück muß sie haben und ein bißchen Courage. Ein Vermögen erwerben ist nicht so schwer. Genieken, was man erworben hat, da liegt der Hase im Pfeffer. Sie soll's genießen! Weißt Du, Witt, was das Beste ist? Sie fängt das Kleidermachen an. Dadrin ist sie immer geschickt gewesen. Sie kommt aus jedem Lätzchen was machen. Und was sie für sich geschneidert hat, sah ihr wie angegossen. Sie wird auch bald Randschaft kriegen. Sie ist eine gar leidliche Frau. Sie hat so was an sich, das nimmt die Menschen für sie ein. Die Weibskind werden sie überlaufen. Sie wird Geld verdienen wie Sen. 's ist der Staat all!“

Er verlor den Atem. Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Seine Stimme sank zum Flüstern herab

(Schluß folgt.)

Neue Wandbilder fürs Arbeiterheim.

Die farbigen Steinzeichnungen der beiden Leipziger Verlagsanstalten von Teubner und Voigtländer sind im Verlaufe von wenig mehr als zehn Jahren zu einer Menge von etlichen hundert Blättern angewachsen. Diese Menge ist nicht planlos aufgebaut worden. Beide Unternehmen entstanden aus dem Bedürfnis der Abwehr des Bilderhandels, an den der kleine Haushalt oft erhebliche Geldopfer

wandte und der doch den Zweck, die Wohnung zu bereichern, niemals erfüllen konnte. Der Schwind, der vor anderthalb Jahrzehnten den Gesamtdat weithin beherrschte, ist heute verdrängt worden, aber das bedeutet nicht, daß wir überhaupt davon befreit sind. In anderen Gewandungen schleicht er sich immer wieder ein und wer noch nicht die Wohltat eines guten farbigen Bildes erfahren hat, verfällt seinen betörenden Listern gar zu leicht. Viele minderwertige Drucke machen sich heute in den Bildergalerien breit, farbige Photographien zumal, und viele Käufer, denen die Farbe Bedürfnis geworden ist, lassen sich von diesen Angeboten schnell besiegen. Voran es liegt, daß sie trotz der farbigen Reize ihres Kaufs bald gegen das erstandene Bild gleichgültig werden, erfahren sie leider zu spät. Aber hoffentlich kommen sie einmal dahinter, daß bloße Farbigeit nicht genügt, um ein Bild dauernd wirkungskräftig zu machen. Um so stark zu sein, muß das Bild in allem eine harmonisch geschlossene Einheit haben. Im Wie und im Was der Darstellung muß ein Zusammenhang sein, der alles Einzelne erhöht zur Geltung bringt. Aus gegenseitiger Einwirkung der Kräfte in Farbe und Form muß ein Gleichgewichtszustand in das Bild kommen, der es als selbständigen Organismus existenzfähig macht. Von dem Maße dieser Selbständigkeit hängt die Energie ab, mit der das Bild auf uns wirken kann, und auf solche Wirkung kommt es an. Das Bild, das wir uns zum Wohngefährt wählen, soll uns fördern. Es soll mehr sein als bloß ein Erinnerung an ein Stück Welt und Leben, das uns aus irgend einem Grunde lieb wurde und das wir meist viel besser in der Seele tragen, als das Bild es zeigt, etwa die photographische Aufnahme einer Landschaft oder Straße. Natürlich hängt die Stärke der Bildwirkung auch mit unserem Erinnerungsbedürfnis zusammen, und hier haben sich die Unternehmen von Teubner und Voigtländer zahlreiche Anregungen geholt. Aber das Feld der Bedürfnisse ist viel, viel weiter ausgespannt. Es hat den Umfang unserer geistigen und seelischen Kultur und gibt also unzählige Anknüpfungspunkte, Bilder zu schaffen, die gesucht werden. Schon auf dem besondern Gebiete landschaftlicher Darstellung ist ihre Zahl unerforschlich groß, und was hier Teubner und Voigtländer in diesem Jahre wieder Neues geleistet haben, beweist erfreulich, daß diese Verlagsanstalten die Gefahr, in dem Kreise der bisher gewählten landschaftlichen Motive steden zu bleiben, gut zu überwinden wissen. Wirklich Neues in Farbe und Stimmung haben sie heuer dem alten Guten hinzugefügt.

Das besonders Bedeutende gehört diesmal einer Gruppe von Bildern, die sich um Stimmungen des sinkenden Tages und der Nacht mühen. Hans v. Volkmann hat seine schon sonst bewiesene Neigung für das farbige Zusammenpiel von überdämmertem Grün und hellem Rotbraun diesmal an der Landschaft „Letzter Sonnenblick“ (Voigtländer, 5 M.) erprobt. Ueber einen ansteigenden Wiesengrund mit tränzenden Bäumen fällt sinkendes Sonnenlicht. Das Grün der Wiese, von langen Schatten durchschnitten, und das brennende Bronzerot des Baumlaubes, das sich mitten im Grün an einzelnen Büschen, an einem rasenlosen Strich Begabigung, am Gesieder eines Raubvogels auf fahlem Ast im Vordergrund wiederholt, beide das Bild beherrschende Farben, durch ein hereinwirkendes, durchleuchtet erregtes Blau des abendlichen Himmels noch mehr gesteigert, arbeiten sich zu einer kräftigen Einheit ineinander. Nicht weniger als durch diese schöne Schöpfung Volkmanns wird der Mondbilderchor bereichert durch H. Prenzels großes Bild „Am Behr“ (Teubner 6 M.), das eine Mondnacht mit silberglänzend bewegtem Wasser und düsteren Büschen und Bäumen schildert. Der volle Mond geht in großem bleichen Rund hinter seinem Hügelglande auf, in mächtigen Unrissen erheben sich Weiden, Rüktern und Dorfapressen abgrenzend vor dieser Ferne, und den breiten Vordergrund fällt das übers Behr herabgeglittene Wasser aus, auf dem ein Fischer in samalem Boot beschäftigt ist. Aus schwarzem Grün und blassem Violett hat der Maler die Stimmung großer, lichtdurchspannter Ruhe gewonnen. Das Bild ist eine vollendet schöne Leistung. Neben diese beiden Werke darf man Karl Winseß Winterbild „Scheidender Tag“ (Teubner, 6 M.) reihen. Dinsie ergeht sich gern im Reich der weichen Fülle. Er ist der Maler der Baumblüte und der Schneegefilde. Hier hat er die eingeschnittene Welt hohen Berglandes dargestellt. Die einzelnen Häuser, Bäume, durchbrochenen Waldstreifen der Nähe liegen schon ganz in graublauer Dämmer, nur die fernen breitlagernden Berge fangen noch sonniges Licht. In goldigem Weiß streckt eine Bergwand sich unter tiefdämmernblauem Himmel hin. Die schweigende farbige Wärme dieser erhellten Bergferne krönt das Bild, sie gibt seinem Inhalt so etwas wie rhytmischen Zusammenhang. Man wandert willig tief in das Bild hinein und die äußerste Ferne kräftigt den Schritt zur höchsten Luft.

Die Abendsonne verklärt. Diese Wirkung macht es verständlich, daß Maler, die sich den Reizen alter Städte hingeben, besonders gern die abendliche Beleuchtung wählen. Wenn unten das Pflaster der Gassen schon im Schatten liegt, sind die Giebel und Dächer und Türme noch hell bestrahlt. Das Rot der Dächer und der vergilbte Ton der Hauswände blüht im späten Sonnenlichte freudig auf und die anheimelnde Festigkeit der Häuser steigert sich. So hat Hermann Peget einen „Abend im Städtchen“ (Voigtländer, 3 M.) und Karl Dohler einen „Bild vom Dürer-

Haus in Nürnberg (Teubner, 3 M.) gemalt. Auch **B. Strich-Chapell** benutzt diese Farbgebung für sein Bild „Der Thürmer“ (Voigtländer, 3 M.), aber er weitet das Motiv; er schildert das alte Städtchen in der Landschaft, zur Zeit der Kastanienblüte, wenn die Blüten noch nicht ihr sattes Grün tragen und alles noch die zarte, keimblasse Bräunlichkeit ersten Sprühens hat. Das ist auf diesem Bilde warm in Einklang gebracht mit dem überleuchteten Dachrot, dem schweren Braun, alten Gemäuers und dem weißbelerzten, überdämmerten Grün der Kastanienbäume hinter den Stadtwällen und zwischen den gedrängt stehenden Häusern. Ganz in den Traum alter Zeit will sich Ferdinand Dorfsch verlieren, der sich mit seinem Bilde „Träumerei“ (Teubner 5 M.) erstmals im Kreise der Steinzeichner bemerkbar macht. Eine Gruppe hiedemaierlicher Menschen sitzt in der Monatsnacht um den erleuchteten Gartentisch, dem Spiel eines Geigers lauschend. Im Hintergrunde schauen alte Häuser über die Gartenmauer. Dorich geht den Wirkungen des Kerzenlichts nach, das die Gesichter des Spielers und seiner Zuhörer bestrahlt, kommt aber über das Bekannte, schon üblich Gewordene nicht hinaus.

Die dörfliche Landschaft wird auf den Steinzeichnungen besonders gern mit malerischer Betonung der jahreszeitlichen Stimmung gegeben. Ad. Hartens „Frühlingslied“ (Teubner 4 M.) ist der Freude am tausendfältig verästelten Zweigwerk der Bäume zu danken, wie sich's im Vorfrühling gegen den zartfarbenen Himmel abhebt, wenn der Saft schon in den Atern sitzt, aber die Knospen noch nicht gesprungen sind. Das Schattenbild der hohen Bäume breitet ein graues Netz über den grünen Rasen, und Kinder in farbigen Kleidern kommen herbei und tanzen Ringelreihn. Dem Sommer lauscht Hans v. Volkmann ein kleineres Bild „Sonniger Verg-hang“ (Voigtländer, 3 M.) ab, eine Mittagstimmung aus würzigem Kräftengrün mit hohen schmalstängig-jungen Bäumen und blauem Himmel mit weißem Gewölk. Ein lehmheller Pfad, der bergan durch einen Baum führt, und ein Kinderpaar mit grasenden Ziegen — der Bub wohlig ins Gras gestreckt — machen das Bildchen vollends zum jungfrischen Idyll. Neben dieser sonnigen Lyrik wirkt die „alte Feldkirche“ Max Rosmans (Voigtländer 5 M.) fast wie derbe häuerliche Epik. Der alte lernige Bau mit der niedrigen gemauerten Umwallung des Graberrafens und den prächtigen starken Bäumen, erhebt sich still inmitten grüner Weide und gelber Konfeldstriche. Das Bild wird wohl zu denen gehören, die sich zu Anschauungszwecken an den Schulwänden angefedelt haben. Diesen Weg dürfte auch Gustav Kampemanns „Hagelschauer“ (Voigtländer 5 M.) finden, ein aus zwei massig hingeflehten wuchtigen Farbönen — düster überhöhtem Erdgrün und schwer dunstrottem Himmel — gefügtes Blatt. Ein Zimmerbild guter Art ist Karl Dieses „Vor dem Gewitter“ (Voigtländer 5 M.). Weit hingebühntes Weideland mit einzelnen Büschen, Häusern und Feldgehölzen steigt bergan und über den Berg zieht schwergeballt und ziehend regenschwangeres, blaugraues Gewölk heran. Ueber die Wiege im Vordergrund läuft gelles Licht und ein hastiger Windstoß; die bunten Blumen leuchten auf und werden niedergedrückt. Hinter der Wiege eilten Landleute von der Arbeit heim; das scharfelle Licht geht gerade über ihre farbigen Jacken und Hüde hin. Frieden-spinnende Abenddämmerung zeidnete Fr. Feder auf dem Bilde „Heimziehende Herde“ (Teubner, 5 M.). Ein Weg mit hohen Birken zieht an breitem, schilfgesäumtem Bache hin. Erstes Abendgrauen hängt im Ufergras, im Birkenlaube und im Kornfelde jenseits des Weges; der Hirt, der gesenkten Hauptes schreitet, ist samt seiner Schafherde von Dämmerung umfangen. Die ruhevolle Stimmung, die Himmel und Erde eint, ist mit feinem Sinn über das Bild gebreitet. Den Kreis dieser Landschaften schließen zwei Winterbilder. Hugo Vaars „Vergfrieden“ (Teubner, 5 M.) ist eine beachtenswerte dekorativ gedichtete Komposition aus aschfarbenen und weissen Grundtönen, die durch sicher verteilte schmale Flächen und Flecken von Rotrot und Lichtgrün überschnitten und perspektivisch geordnet werden. Das Bild „Leyter Schnee“ von Rudolf Treuter (Teubner, 4 M.) gibt dem Bild ein ebnes nur in letzter Ferne aufhügelndes Gelände von großer Fernkraft mit schmalen Schneestrichen zwischen freigeschmolzenen erdigen Flächen. Der erdige Ton, der sich in der Farbe der vereinzelt ins Bild gebrachten Bäume wiederholt und der nebligen Farbe der Luft angepaßt ist, ist sehr glücklich erfasst. Das Bild ist wohl das beste Winterbild der Steinzeichnungen.

Alljährlich werden mehrere Blätter dem heimatkundlichen Interesse gewidmet. Es kommt dabei darauf an, charakteristische Landschaften zu vergegenwärtigen, wie das Auge des Künstlers sie erlebt hat. Das Charakteristische soll nicht nur als geographisch richtig, sondern zugleich als stimmungsvoll und schön empfunden werden. So hat jetzt Strich-Chapell die Stadt Eßlingen in vorgeführter Lebendigkeit mit lezten Tuffen von Sonnengold an einem höher gelegenen Kirchturm dargestellt (Voigtländer, 5 M.). Die waldbüschliche und saatenbunte Landschaft am Reckberg und Hohenstaufen bringt derselbe Maler in eine gewitterliche Beleuchtung (Voigtländer, 5 M.). Rene Baurusein schildert das „Jnnatal am Abend“ in sanftnebelnder Ueber-schleierung (Teubner, 4 M.). Karl Diese geht dem geheimnisvollen Schweigen des „Mainfelder Naars“ in der lahlen Eifel nach, in dem er den See und seine Umgebung unter einen Himmel mit totruhenden Wolkenschichten bringt (Voigtländer, 4 M.). Hans Stadelmanns großes Bild einer fränkischen Landschaft

mit rabenumflattertem Römerkurm unter schwerem Himmel auf nackter, steiniger Höhe — „Ein James Band“ (Voigtländer, 6 M.) — ist monumental empfunden und reicht an die Wirkung alter heroischer Walladen heran. An die See führt A. Wendrats Hafenbild „Strafsund“, das entzündend farbig belebt ist: die grünen Dächer der Kirchen, die roten Ziegelflächen und das duftige Blablaub des Wassers klingen frisch ineinander. (Teubner 3 M.) Dann noch Leibers große norwegische Schärenlandschaft (Voigtländer 6 M.), in überfoumt braunem Tone gehalten und in ihrer grandiosen massigen Zerrissenheit aus halber Höhe überblickt. Die kräftige Art der Darstellung zeigt sich ihrem Stoff gewachsen.

Die Friesbilder, die ihren Platz meist und am besten über Türen finden, hat Voigtländer durch zwei Blätter von Alfred Petrusch vermehrt, die in großer und kleiner Ausgabe (4 M. und 1 M.) hergestellt wurden. Beide sollen wigig sein, und dem einen Bilde, das auch farbig das stärkere ist, gelingt der Witz in der Tat nicht übel. Die drei rennenden Kimis — auf dem Bilde „Ausreißer“ — sind gar vergnüglich anzuschauen; höchst ergötlich ziehen sie Leine. Der „Familienrat“ der fünf gelbweiligen Pinguine bleibt zu sehr im Abbild der Wirklichkeit stehen, kommt als Vorgang nicht recht zu geschlossenem Bild-eindruck und bleibt so aus zwei Gründen unterhalb der Linie, wo der Humor beginnt.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Der Urmensch als Bildhauer. Daß der urgeschichtliche Mensch, der gegen Ende der Eiszeit im mittleren Europa lebte und seine Wohnung meist in Höhlen aufgeschlagen hatte, sich dort schon in den Anfängen künstlerischer Betätigung geübt hat, ist durch eine ganze Reihe von Entdeckungen der letzten Jahre bewiesen worden. Die hinterlassenen Werke dieser Art bestehen aber fast ausschließlich aus einfachen Wandmalereien, seltener aus Zeichnungen, die auf Elfenbein oder Stein eingeritzt sind. Zum ersten Male ist im südlichsten Frankreich nun auch ein bildhauerisches Werk des Menschen aus der älteren Steinzeit entdeckt worden. In derselben Höhle, die den Namen Dübouert erhalten hat, waren schon vor einem Vierteljahr Wandmalereien von Tieren gefunden worden. Vor einigen Wochen nun nahm der Graf Begouen, ein bekannter Forscher auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Altertumskunde, mit seinem Sohn eine neue Untersuchung der Höhle vor. Er legte dabei eine Galerie frei, zu der er sich den Zugang erst durch eine Masse von Stalaktiten bahnen mußte. Dort fand er zu seiner großen Ueberraschung zwei Tonfiguren, 65 und 85 Zentimeter lang, die einen männlichen und einen weiblichen Wüffel darstellten. Ursprünglich waren sie wohl mit dem Gestein verbunden, da nur die eine Seite vollständig ausmodelliert war. Der Erhaltungszustand ist fast tadellos, da nur eins der Hörner und der Schwanz des weiblichen Tieres abgebrochen ist; der Schwanz konnte aber noch auf dem Boden der Höhle aufgespißt werden. Außerdem wurde noch eine dritte kleine Tonfigur gefunden, die aber wohl eben erst begonnen war, so daß es sich nicht sagen läßt, was sie darstellte. Auch sonst ist die Höhle sehr merkwürdig. Auf dem Fußboden ihrer Galerien sind zahlreiche Fußspuren nicht nur von Tieren, insbesondere von Höhlenbären, sondern auch von Menschen zu erkennen. Unter diesen waren einige Abdrücke vom menschlichen Haden besonders auffällig. Sie werden als Ueberbleibsel gewisser religiösen Tänze erklärt, die vielleicht denen noch lebender Stämme in Afrika und Australien nicht unähnlich waren. Ueberhaupt ist anzunehmen, daß die Kunstwerke des steinzeitlichen Menschen gleichzeitig eine zauberische oder religiöse Bedeutung hatten.

Aus dem Pflanzenreich.

Eisengehalt unserer Gemüsepflanzen. Als eisenreichste unserer Gemüsepflanzen hat bis heute der Spinat gegolten, weshalb er auch den Bleichsüchtigen ganz besonders empfohlen wurde. Von E. Hänsel durchgeführte chemische Untersuchungen haben diese Annahme als falsch erwiesen. Danach beträgt der Eisenoxyd-gehalt des Spinats bloß 0,036 Proz., während Winterkohl und Kopfsalat je 0,055 Proz. aufzuweisen haben. Auch die Blätter von Kohlrabi und Sellerie enthalten mehr Eisen als die des Spinats. Eine mittlere Stellung nehmen ein: Kartoffeln, Wöhren, grüne Bohnen, Pfefferlinge und Haselnüsse mit einem Eisenoxydgehalt von 0,011 bis 0,020 Proz. Sehr wenig Eisengehalt haben Zwiebeln, Rettig und Blumenkohl, nämlich je 0,004 Proz., nach weniger Weizkraut (0,003) und Rotkraut (0,002), und in Tomaten, Stempilzen und Kepseln ist Eisenoxyd gar nur mit je 0,001 Proz. vertreten.

Diese Zahlen haben allerdings nur einen Durchschnittswert, da es sehr viel darauf ankommt, auf welchem Boden eine bestimmte Pflanze gewachsen ist. Durch künstliche Düngung mit Eisensalz läßt sich zum Beispiel der Eisengehalt der Gemüsepflanzen ganz erheblich steigern. Zu bemerken ist auch, daß der Ausnutzungsgrad des Eisengehalts sehr wesentlich von der Zubereitungsart abhängt. Es geht nämlich bei dem Abkochen ein Teil des Eisengehalts in die Lösung über und kommt, falls die Brühe abgesehen wird, für die Ernährung nicht mehr in Betracht.